

Hendrik Niether

„Strandgut eines grausamen Sturmes“

Das Verhältnis ehemaliger Leipziger Juden zur
Leipziger jüdischen Nachkriegsgemeinde

In einem Bericht über den ersten Besuch in seiner ehemaligen Heimatstadt Leipzig nach vierundzwanzigjähriger Abwesenheit schrieb der in Israel lebende Alexander Landau 1960 den abschließenden Satz: „Alles in allem: für mich war das alles ein grosser Friedhof und ich glaube, dass jeder einzelne von uns, der an meiner Stelle gewesen wäre, dasselbe Empfinden gehabt hätte.“¹ Das Zitat verweist auf die ambivalente Beziehung der im Exil lebenden ehemaligen Leipziger Juden zur Nachkriegsgemeinde in der DDR. Das Verhältnis war einerseits davon geprägt, dass sich die Gemeinde einer ständigen Konkurrenz zu den ehemaligen Leipzigern ausgesetzt sah, die durch ihre Verbände das Erbe der Vorkriegsgemeinde aufrecht zu erhalten suchten.² Andererseits bedeutete die durch die Verfolgung im ‚Dritten Reich‘ bedingte weite Verstreuung von ehemaligen Leipziger Juden für die Verbliebenen ein im Vergleich zu nichtjüdischen Bürgern des Staates breiteres Spektrum von Kontakten ins westliche Ausland, das ihnen eine andere Perspektive auf den ostdeutschen Staat eröffnete.

Ehemalige Leipziger Juden fuhren in unregelmäßigen Abständen in die DDR und besuchten Verwandte sowie die Grabstellen ihrer Vorfahren auf den beiden jüdischen Friedhöfen. Gleichzeitig besuchten sie das Gemeindehaus in der Löhrrstraße 10. Gerade während der Leipziger Messe war es für Besucher

¹ Mitteilungsblatt des Verbandes ehemaliger Leipziger in Israel vom September 1960, S. 5.

² Die Auseinandersetzung um die Rechtsnachfolge der während des ‚Dritten Reichs‘ untergegangenen Gemeinden fand grundsätzlich zwischen den in Deutschland verbliebenen Juden und den internationalen jüdischen Organisationen im Ausland statt. Jay Howard Geller: *Jews in Post-Holocaust Germany, 1945–1953*. Cambridge 2005, S. 17–51; Peter L. Münch: *Zwischen „Liquidation“ und Wiederaufbau. Die deutschen Juden, der Staat Israel und die internationalen jüdischen Organisationen in der Phase der Wiedergutmachungsverhandlungen*. In: *Historische Mitteilungen* 10 (1997), S. 81–111.

aus dem Westen leichter, in die DDR einzureisen, was sich viele ehemalige Leipziger zunutze machten.

Gleichwohl brachten den Juden in der DDR die Kontakte ins westliche Ausland erhebliche Probleme: Bereits 1949, zur Zeit der Staatsgründung und der Stalinisierung von Partei und Gesellschaft, wurde eine regelrechte Kampagne gegen Zionismus und Westemigranten begonnen, die 1953 zu einer Massenfucht von Juden aus der DDR führte.³ Auch wenn mit dem Tod Stalins die direkten Kampagnen ein Ende fanden – Juden standen über die gesamten vierzig Jahre der DDR hinweg unter Generalverdacht, zionistische und imperialistische Agenten zu sein. Insbesondere in der Handelsmetropole Leipzig, die für DDR-Verhältnisse stets eine breite internationale Anbindung hatte und nach Ostberlin die größte jüdische Gemeinde in der DDR beherbergte, fanden derartige Verdächtigungen günstigen Nährboden.⁴

Leipzig als jüdische Stadt

Vor 1933 bestand in Leipzig die sechstgrößte jüdische Gemeinde in Deutschland. Aufgrund der zentralen Lage galt die Stadt als wirtschaftliches Verbindungsglied zwischen Ost- und Westeuropa, was sich auch auf das jüdische Leben auswirkte: Mit ihrer Messe und den großen Rauchwarenauktionen zog sie im 19. Jahrhundert zahlreiche Juden aus osteuropäischen Städten an, von denen sich nicht wenige in der Stadt niederließen. So entwickelte sich in Leipzig die zweitgrößte Ostjudengemeinde Deutschlands.⁵ Die daraus entstehende Heterogenität führte gleichzeitig zu einem breiten Netzwerk unterschiedlicher jüdischer Vereine und einer Vielfalt religiöser Strömungen.⁶

³ Esther Ludwig: Die Auswirkungen des Prager Slánsky-Prozesses auf die Leipziger Juden 1952/53. In: Ephraim-Carlebach-Stiftung (Hg.): *Judaica Lipsiensia. Zur Geschichte der Juden in Leipzig*. Leipzig 1994, S. 228–244; Robert Allen Willingham: *Jews in Leipzig. Nationality and Community in the 20th century*. Austin/Texas 2005, S. 159–199.

⁴ Adolf Diamant: *Chronik der Juden in Leipzig. Aufstieg, Vernichtung und Neuanfang*. Leipzig 1992, S. 368 und S. 707; Vorstand der Israelitischen Religionsgemeinde in Leipzig, Steffen Held (Hg.): *Zwischen Tradition und Vermächtnis. Die Israelitische Religionsgemeinde zu Leipzig nach 1945*. Hamburg 1995, S. 26.

⁵ Thomas Kübler: Zur Demographie der jüdisch verfolgten Bürger Leipzigs 1933–1945. Methodik und Ergebnisse. In: Ephraim-Carlebach-Stiftung: *Judaica Lipsiensia* (wie Anm. 3), S. 12–27.

⁶ André Bach: Die jüdischen sozialen Vereine Leipzigs 1929–1938/39. In: Ephraim-Carlebach-Stiftung: *Judaica Lipsiensia* (wie Anm. 3), S. 132–143.



1 Gedenkstein in der Gottschedstraße, dem Platz, an dem bis zum 9. November 1938 die große Synagoge stand (um 1974)

Insgesamt gab es sechs Synagogen unterschiedlicher Ausrichtungen.⁷

Obwohl die jüdische Minderheit nie mehr als 2,1 Prozent der gesamten Stadtbevölkerung ausmachte,⁸ leisteten einzelne Persönlichkeiten einen erheblichen Beitrag zur kulturellen Vielfalt Leipzigs. Sie prägten die städtische Kultur durch zahlreiche von ihnen gegründete literarische und musikalische Verlagshäuser sowie durch Studium und Lehre an der Universität. Namen wie Franz Rosenzweig, Martin Buber, Marc Bloch, Hans Joachim Schoeps, Julius Fürst und Felix Haussdorf lassen sich mit der Alma Mater Lipsiensis verbinden.⁹

Juden gründeten in Leipzig gemeinnützige Einrichtungen wie die Ariowitsch-Stiftung, in deren Haus ein jüdisches Al-

tenheim eingerichtet wurde, und die Eittington-Stiftung, die ein jüdisches Krankenhaus finanzierte. An zentraler Stelle am Augustusplatz ließ der Bankier Hans Kroch 1927 das erste Hochhaus der Stadt bauen. Und bereits 1843 hatte der Komponist Felix Mendelssohn-Bartholdy mit dem Leipziger Konservatorium die erste Musikhochschule Deutschlands gegründet.

Der Nationalsozialismus machte der Vielfalt jüdischen Lebens in Leipzig ein Ende. Bereits vor 1938 emigrierten zahlreiche jüdische Bürger. Nach der von den Nazis euphemistisch so bezeichneten ‚Reichskristallnacht‘ vom 9. auf den 10. November des Jahres nahm die Zahl derjenigen, die die Stadt verließen, weiter zu. Die ‚Arisierung‘ und Liquidierung sämtlicher jüdischer Einrichtungen sowie die Deportationen ab dem 21. Januar 1942 nach Riga, Belzec, Buchenwald, Auschwitz und Theresienstadt löschten das jüdische Leben in der Stadt fast vollstän-

⁷ Thomas Schinköth: Jüdische Musikkultur und jüdische Musiker 1855–1933. In: Ephraim-Carlebach-Stiftung: Judaica Lipsiensia (wie Anm. 3), S. 59.

⁸ Barbara Kowalzik: Jüdisches Erwerbsleben in der Inneren Nordvorstadt Leipzigs 1900–1933. Leipzig 1999, S. 7.

⁹ Stephan Wendehorst: Eine jüdische Geschichte der Universität Leipzig: Konzeption, Umsetzung, Perspektiven. In: Ders. (Hg.): Bausteine einer jüdischen Geschichte der Universität Leipzig. Leipzig 2006, S. 11–14.

dig aus.¹⁰ Lediglich 24 Juden erlebten das Ende des ‚Dritten Reichs‘ und die damit verbundene Befreiung direkt in Leipzig.

Die meisten Überlebenden befanden sich im Exil und blieben dort. In Israel, den USA und in der Bundesrepublik schlossen sie sich in Ehemaligenverbänden zusammen. Während die in New York ansässige Leipziger Jews Benevolent Association und der westdeutsche Ehemaligenverband mit Sitz in Frankfurt am Main nur für kurze Zeit bestanden, ist der 1953 in Tel Aviv gegründete Verband ehemaliger Leipziger in Israel bis heute eine der größten und aktivsten dieser sogenannten Landsmannschaften, die sich unter dem Dachverband CENTRA zusammengeschlossen haben.¹¹

Die Leipziger Nachkriegsgemeinde

Die Israelitische Religionsgemeinde zu Leipzig wurde am 15. Mai 1945 – bereits eine Woche nach der bedingungslosen Kapitulation der Wehrmacht – durch einen provisorischen Vorstand gegründet. Doch barg diese Revitalisierung von vornherein Probleme. Die Gründerväter der Nachkriegsgemeinde waren hauptsächlich Juden, die in von den Nazis so definierten ‚Mischehen‘ überlebt hatten. Während vor dem Zweiten Weltkrieg Rabbiner und Intellektuelle wie der Rabbiner Ephraim Carlebach und der Jurist Fred Grubel die Führungsgruppe der Gemeinde gebildet hatten, engagierten sich unmittelbar nach 1945 vor allem Personen aus kaufmännischen Berufen.¹² Deren Wissen um die jüdische Tradition war gering. Daher waren die neuen Vorstandsmitglieder zwar gute Administratoren, jedoch keine ‚geistigen Führer‘, die sich mit der Geschichte, Kultur und Liturgie der Leipziger Vorkriegsgemeinde eingehend beschäftigten.¹³

Neben den liberalen deutschen Juden traten osteuropäische Displaced Persons (DPs), befreit aus den Zwangsarbeiter- und

¹⁰ Willingham: Jews in Leipzig (wie Anm. 3), S. 97–132.

¹¹ Hardy Fraenkel: Irgun ole Leipzig be-israel. Festschrift, 1953–1993. Tel Aviv 1993, S. 35–42; Leo Baeck Institute Jerusalem, Document Collection, Nr. 465: Aufruf des Irgun Oleh Leipzig Beisrael, o.D.

¹² Held: Zwischen Tradition und Vermächtnis (wie Anm. 4), S. 9; Willingham: Jews in Leipzig (wie Anm. 3), S. 137–143; Ruth Gay: Das Undenkbare tun. Juden in Deutschland nach 1945. München 2001, S. 112 f.

¹³ Lothar Mertens: Davidstern und Hammer und Zirkel. Die jüdischen Gemeinden in der SBZ/DDR und ihre Behandlung durch Partei und Staat 1945–1990. Hildesheim u. a. 1997, S. 23.



2 Gottesdienst mit
Gemeindevorsitzendem
Eugen Gollomb
(um 1985)

Konzentrationslagern um Leipzig, der Gemeinde bei. Sie stammten mehrheitlich aus Polen. Da die sowjetische Besatzungsmacht im Gegensatz zu den westlichen Alliierten keine DP-Lager in ihrer Zone zuließ und den Großteil der Flüchtlinge in die Westzonen abdrängte, ließ sich die kleine Zahl von in der SBZ verbliebenen jüdischen DPs in den größeren Städten nieder. Dort erhofften sie sich durch die sich neu organisierenden Gemeinden eine jüdische Infrastruktur. Einige dieser DPs spielten im Leipziger jüdischen Leben, vor allem in den letzten Dekaden der DDR, eine herausragende Rolle: Überwiegend in Polen geborene Personen waren es, die ab 1967 die jeweiligen Gemeindevorstände bildeten. Der aus Lodz stammende Eugen Gollomb war zwanzig Jahre lang Gemeindevorsitzender.¹⁴ Obwohl die osteuropäischen Juden im Vergleich zu den überlebenden deutschen Juden eine tiefere Religiosität aufwiesen, definierten sie ihre Herkunft und Tradition über die jiddische Sprache und die Kultur. Zwar war die Leipziger Gemeinde bereits vor dem Krieg osteuropäisch geprägt, die Mehrheit der Neuankömmlinge aus Polen wusste jedoch nichts über die Geschichte des Leipziger Judentums und beschäftigte sich auch nicht mit diesem Thema.

¹⁴ Getzel Taube (d. i. Eugen Gollomb): Flüchten und Standhalten. In: Lutz Niethammer, Alexander von Plato, Dorothee Wierling (Hg.): Die volkseigene Erfahrung. Eine Archäologie des Lebens in der Industrieprovinz der DDR. 30 biographische Eröffnungen. Berlin 1991, S. 248–297.

Hinzu kamen externe Faktoren, die das jüdische Leben in der DDR auf eine harte Probe stellten: Das Konzept der religiösen Gemeinschaft stand grundsätzlich im Widerspruch zu der atheistisch ausgerichteten kommunistischen Regierungspolitik. Daher waren die Mitglieder der jüdischen Gemeinden den Staatsorganen von vornherein verdächtig. Gerade bezüglich ihrer Kontakte ins westliche Ausland behielt das Ministerium für Staatssicherheit die jüdischen Bürger und ihre Institutionen stets im Auge.

Eine weitere Schwierigkeit im Verhältnis zwischen dem Staat und den Juden bestand im geschichtspolitischen Umgang der DDR-Regierung mit der jüdischen Tradition und der nationalsozialistischen Judenverfolgung. Die Marginalisierung der von der SED herablassend als ‚bürgerlich‘ bezeichneten jüdischen Geschichte ließ der gemeindeinternen Beschäftigung mit der eigenen Kultur wenig Raum. Durch die Konzentration historischer Diskurse auf den kommunistischen Widerstand fassten sowohl die SED-Geschichtsschreibung als auch das staatlich ritualisierte Gedenken an das ‚Dritte Reich‘ den Holocaust nicht als zentrales Element der nationalsozialistischen Politik auf, wodurch die Juden im Vergleich mit den antifaschistischen Kämpfern in der ostdeutschen Gesellschaft lediglich als ‚Opfer zweiter Klasse‘ galten.¹⁵

Kritischer Blick von Außen

Die Schwierigkeiten jüdischen Lebens in der DDR waren den Juden im westlichen Ausland wohl bewusst. Im Zusammenhang mit einem Gedenkbuch zur Leipziger jüdischen Geschichte, welches der Verband ehemaliger Leipziger in Israel gemeinsam mit dem New Yorker Leo Baeck Institute seit Ende der Sechziger Jahre plante, kam das zum Ausdruck.¹⁶ Eine wichtige Intention des Gedenkbuches war, die Erinnerung an die Leipzi-

¹⁵ Jeffrey Herf: *Zweierlei Erinnerung. Die NS-Vergangenheit im geteilten Deutschland*. Berlin 1998; Karin Hartewig: *Zurückgekehrt. Die Geschichte der jüdischen Kommunisten in der DDR*. Köln, Weimar, Wien 2000.

¹⁶ Das besondere Interesse des Leo Baeck Institute an der Leipziger jüdischen Geschichte rührte nicht zuletzt daher, dass Fred Grubel, seit 1966 Direktor des Instituts, bis 1938 Verwaltungsdirektor der Leipziger Gemeinde gewesen war. 1938 emigrierte er mit seiner Familie aus Leipzig in die USA. Zu Beginn der Fünfziger Jahre entschied er sich endgültig, in New York zu bleiben. Fred Grubel: *Schreib das auf eine Tafel, die mit ihnen bleibt. Jüdisches Leben im 20. Jahrhundert*. Wien 1998.

ger Vorkriegsgemeinde zu erhalten. Denn falls deren Geschichte nicht möglichst bald schriftlich festgehalten werde, sei „bei der besonderen Lage Leipzigs“ kaum damit zu rechnen, dass dies in voraussehbarer Zukunft noch geschehe. Damit spielten die ehemaligen Leipziger auf die Lage der Stadt in der DDR an. Für sie war klar: Die Mitglieder der ostdeutschen Gemeinde waren unfähig, die Erinnerung an das jüdische Leben in Leipzig vor dem ‚Dritten Reich‘ aufrecht zu erhalten. Daher mussten die ehemaligen Leipziger handeln. Sonst fielen die „Entwicklung der Leipziger Judenheit, ihre Leistungen und Leiden [...] unwiederbringlich der Vergessenheit anheim“.¹⁷

Die Exil-Leipziger hatten ein weitgehend negatives Bild von der ostdeutschen Nachkriegsgemeinde. Am 5. Juli 1978 sandte der Vorsitzende des israelischen Ehemaligenverbandes einen Brief nach Leipzig, in dem es unter anderem um ein gemeinsames Problem beider Institutionen ging, nämlich die Überalterung ihrer Mitglieder. Dadurch würden sowohl die Gemeinde als auch der israelische Verband bald nicht mehr existieren. Für seine Organisation sah der Verbandsvorsitzende die Rettung in dem Gedenkbuch. In diesem Werk könnte sich der Ehemaligenverein ebenso wie die Leipziger Vorkriegsgemeinde in der Erinnerung der Nachwelt erhalten. Der Leipziger Nachkriegsgemeinde räumte er diese Chance nur ein, wenn einer ihrer Repräsentanten in einem Kapitel über die Zeit nach 1945 aufzeige, „wie Juden nach der Vertreibung durch die Faschisten noch einmal einen Versuch unternommen haben, das Zerstörte wieder aufzubauen und warum dieser Versuch trotz aufopfernder Arbeit und großzügiger materieller Unterstützung durch die Behörden misslungen sei, beziehungsweise warum er nicht gelingen konnte“.¹⁸

Der Eindruck des Verbandsvorsitzenden, die Revitalisierung der Gemeinde in Leipzig sei nach dem Krieg gescheitert, drückt die 1978 noch immer bestehende geringe Wertschätzung der ehemaligen Leipziger Juden im Ausland gegenüber den in Deutschland Lebenden aus. Für die Emigranten war es auch dreißig Jahre nach Kriegsende nicht verständlich, wie Ju-

¹⁷ Central Archives for the History of the Jewish People Jerusalem, D/Le 1/34: Wilhelm Harmelin: Memorandum. Eine Geschichte der Juden in Leipzig? Manuskript vom 26.4.1967.

¹⁸ Archiv der Israelitischen Religionsgemeinde zu Leipzig (LGA) Nr. 575: Schreiben des Verbandes ehemaliger Leipziger in Israel an die Israelitische Religionsgemeinde zu Leipzig vom 5.7.1978.

den weiterhin in diesem Land leben konnten. Hinzu kam im Falle der DDR ein westlicher Antikommunismus, der vom Verband auf die Juden in der ostdeutschen Gemeinde übertragen wurde. Die nicht Zurückgekehrten bezweifelten, dass sich unter solchen Umständen ein ‚richtiges‘ jüdisches Leben entwickeln und erhalten konnte.

Ungeachtet der Aufforderung zur Mitarbeit am Gedenkbuch muss die ablehnende Haltung des Auslandes für die Leipziger Gemeinde ein Affront gewesen sein. Die Leipziger selbst sahen ihre Gemeinde nicht als gescheitertes Projekt an.

Die Kritik von außen weckte in ihnen den Eindruck, das westliche Ausland habe die DDR-Gemeinden weitgehend aufgegeben. In Anbetracht der Tatsache jedoch, dass der Verband ehemaliger Leipziger in Israel mehr und mehr Kontakte mit der DDR-Gemeinde pflegte, musste diese Einschätzung in Leipzig irritierend wirken. So hatten einige ehemalige Leipziger ihre Geburtsstadt und deren Gemeinde bereits mehrfach besucht, und der Gemeindevorsitzende Eugen Gollomb war 1977 in Israel mit Mitgliedern des Verbandes zusammengetroffen.¹⁹

Ein Besuch in Leipzig 1960

Die ablehnende Haltung der ehemaligen Leipziger gegenüber der Nachkriegsgemeinde findet sich in ihren Berichten über Reisen in die DDR wieder. Ihr Verhältnis zur einstigen Heimatstadt war äußerst ambivalent: Während der Besuche schwankte es zwischen dem Schock der Konfrontation mit der alten Heimat sowie dem Misstrauen gegenüber der ostdeutschen Bevölkerung einerseits; andererseits einer gewissen Wiedersehensfreude und der Begeisterung dafür, dass jüdisches Leben in Ostdeutschland trotz der Maßnahmen des kommunistischen Regimes überhaupt noch existierte.

Die Reiseberichte Alexander Landaus in den Mitteilungsblättern des Leipziger Ehemaligenverbandes vom September 1960 und April 1961 verweisen exemplarisch auf die gemischten Gefühle, die ehemalige Leipziger mit Reisen nach Leipzig verbanden.²⁰ Bei seiner Ankunft in Ostberlin war Landau sehr erstaunt, dass „alle Vorstellungen, die man aus der Presse hat,

¹⁹ Vgl. hierzu die zahlreichen Schriftwechsel in LGA Nr. 489, 497, 518, 570, 573–575; Privater Nachlass Eugen Gollomb: Reisebericht o.D. (1977).

²⁰ Die folgenden Zitate stammen aus dem Mitteilungsblatt des Verbandes ehemaliger Leipziger in Israel vom September 1960, S. 5, sowie dem



3 Mahnmal auf dem
Neuen Israelitischen
Friedhof von 1951
(um 1970)

nicht den Tatsachen entsprechen. [...] Die Läden und Schaufenster sind voll mit Lebensmitteln. Es gibt zeitweilige Mangelware. So können einmal Eier, oder Äpfel oder ein anderes Nahrungsmittel fehlen. Aber zum Sattessen ist genug da.“ Auch über die Bevölkerung zeigte er sich überrascht. Die Menschen waren, „wenn auch nicht luxuriös“, so doch „durchweg anständig angezogen“.

Im Vergleich zu diesen ersten Eindrücken aus Berlin fiel Landaus Urteil über seine ehemalige Heimatstadt wesentlich negativer aus: „Man steht und blickt in leere Räume. Immer wieder muss man sich an alten bekannten Gebäuden orientieren.“ Landau erkannte Leipzig kaum wieder. Die Stadt war ihm fremd. Ständig verlor er die Orientierung. Den Johannisplatz beschreibt er als eine „totale Öde“, die noch stehenden Häuser waren für ihn nichts als Kulisse: „Es sind nur die Aussenwände, die stehen geblieben sind. Innen sind die Häuser hohl.“ Bei diesem Anblick packte ihn das Gefühl eines „leisen Grausens“. Am liebsten wäre er sofort wieder abgereist.

Doch nicht nur das Stadtbild, auch das jüdische Gemeindeleben beschreibt Landau mit äußerst kritischem Blick: „Der winzige Rest jüdischen Lebens, soweit man diesen Ausdruck dafür anwenden kann, ist geblieben. 140 Mitglieder sind der Gemeinde verschrieben. Davon stehen vielleicht 5 im Berufsleben. Alle Übrigen leben von der Rente, die der Staat ihnen gewährt.“ Landau berichtet, dass die meisten der Gemeindemitglieder in sogenannten Mischehen lebten und dass ihm „alle Menschen und alle Namen unbekannt“ waren. Sowohl die Stadt als auch das Gemeindeleben empfand er als ausgestorben.

Landaus in der Einleitung dieses Aufsatzes erwähnte Friedhofsmetapher fasste seine Gefühle angesichts des ausgestorbenen Leipzigs zusammen. Doch war der Friedhof nicht nur eine Metapher. Der Besuch der jüdischen Grabstätten war für die ehemaligen Leipziger bei Reisen in die alte Heimatstadt obligatorisch. Landau bezeichnet die Friedhöfe in seinem zweiten Bericht als „die Stätte[n] derjenigen, die über alle Stürme uns in

Erinnerung geblieben sind. Ob Eltern, Geschwister oder andere nahe Verwandte, die auf einem der Leipziger jüdischen Friedhöfe begraben sind. Jeder, der an einen seiner Lieben denkt, ihm verbindet sich der Gedanke ganz unbewusst mit dem Platz, auf dem der teure Tode [sic] zur ewigen Ruhe gebettet ist.“

Ein wesentlicher Kritikpunkt seines ersten Artikels hatte sich auf den Alten Jüdischen Friedhof in der Berliner Straße bezogen. Dort sollten nach seinen Informationen etwa 9 000 Gräber zu einem Gemeinschaftsgrab zusammengelegt werden, da die Mittel zur Pflege des Friedhofs nicht mehr ausreichten. Landau hielt dies für eine Unverfrorenheit. Allerdings waren diese Angaben schlichtweg falsch. Eine Zusammenlegung der Gräber war keineswegs geplant.

Aufgrund der Fehlinformationen wandte sich die Gemeinde im November 1960 empört an den Verband ehemaliger Leipziger und forderte eine Richtigstellung. Dieser nahm „mit Befriedigung davon Kenntnis [...], dass der Bericht unseres Freundes Landau auf falschen Informationen beruht“. Die Vorsitzende Lotte Fischbein versprach, darüber im nächsten Mitteilungsblatt zu berichten. Mit Genugtuung habe sie gelesen, „dass der Rat der Stadt Leipzig ab 1961 die gesamte Pflege der beiden Friedhöfe mit allen Kosten und Unkosten übernommen“ habe.²¹ Dies hatten die örtlichen Regierungsorgane zwar bereits seit Jahren getan, doch jetzt sollten nach Vorstellung des Stadtrates zusätzlich alle Grabsteine restauriert werden. Der Druck von Außen schien in der Tat eine gewisse Wirkung zu zeigen. Die staatlichen Behörden waren sich wohl bewusst, dass die jüdischen Gemeinden für die Legitimation des antifaschistischen Gründungsmythos der DDR im Hinblick auf das westliche Ausland eine große Rolle spielten.²²

Landaus Richtigstellung im Mitteilungsblatt vom April 1961 berichtete daraufhin begeistert von der staatlichen Initiative. Er lobte sie in höchsten Tönen: „Beim Schreiben dieser Zeilen kam mir so irgendwie zum Bewusstsein, dass sich doch die Welt zum Guten gewandelt hat. Allein die Tatsache, dass eine, wenn auch irrtümliche Äusserung von mir eine solche Reaktion auslösen konnte, soll hier mit Dank vermerkt sein. In den Herzen dieser Menschen, die heute die Geschichte der Stadt Leipzig leiten, liegt Verantwortungsgefühl und Pietät.“

²¹ LGA Nr. 627: Schreiben von Lotte Fischbein an die Israelitische Religionsgemeinde zu Leipzig vom 17.2.1961.

²² Hartewig: Zurückgekehrt (wie Anm. 15), S. 559.

Dieser Stimmungswandel schlug sich in dem ganzen zweiten Bericht nieder. Das negative Urteil über die Gemeinde schien, zumindest in Teilen, revidiert: „Und es berührte mich eigenartig, dass noch ein Fünkchen, ein kleines aber glühendes Fünkchen übrig geblieben ist. Der Raum [des Gemeindehauses in der Löhrrstraße 10][...] sieht so aus, als wenn nichts geschehen wäre. Man sitzt drinnen, so wie man einst vor 30 Jahren dort gegessen haben mag. Nur, dass es ruhiger ist. Kein Betrieb mehr.“ Zwar sah Landau immer noch einen Bruch in der Gemeindefradition, empfand diesen aber ein halbes Jahr später als gar nicht mehr so gravierend: „Der spärliche Rest jüdischen Lebens war schon deshalb verwunderlich, weil Menschen an einer Tradition anknüpften, die fast alle gar keine Beziehungen zu dieser Tradition hatten. Ihre Schicksale und sie selbst mögen Strandgut eines grausamen Sturmes gewesen sein. Nun leben sie ein geruhsames und würdiges Leben.“ Landaus veränderte Einstellung mag befremdlich wirken, und es ist zu bezweifeln, dass er die Begeisterung über die staatlichen Initiativen der DDR auch noch wenige Monate später empfand. Nachdem am 13. August 1961 über Nacht die Berliner Mauer hochgezogen worden war, schien der Kontakt der Leipziger Gemeinde ins westliche Ausland endgültig abzubrechen.

Fazit

Allein, der Mauerbau bedeutete nicht das Aus für die Beziehungen zwischen den ehemaligen Leipzigern und der Nachkriegsgemeinde. Seit Ende der Sechziger Jahre nahm die Zahl der jüdischen Besucher aus dem westlichen Ausland in Leipzig wieder zu. Die Motivation, der ehemaligen Heimat einen Besuch abzustatten, fasste der 1935 aus Leipzig emigrierte und seitdem in Jerusalem lebende Simson Jakob Kreutner in einem Brief an die Leipziger Gemeinde vom 14. Februar 1967 zusammen: „Es war und ist mein Wunsch, mit der Israelitischen Religionsgemeinde zu Leipzig von heute, ihren Führern und Mitgliedern, ihrer Synagoge und ihren Institutionen zusammen zu kommen. Ich hoffe, dass es mir möglich sein wird, diesen Wunsch bei einem passenden Zeitpunkt durchzuführen, und ich habe die Absicht, noch im Laufe dieses Jahres Ihnen diesbezüglich einen Vorschlag zu machen.“²³

²³ LGA Nr. 491: Schreiben Simson Jakob Kreutner an die Israelitische Religionsgemeinde zu Leipzig vom 14.2.1967.

Je größer der Abstand zu den Ereignissen des ‚Dritten Reichs‘ wurde, desto mehr ehemalige Leipziger versuchten, die alte Heimat wieder zu sehen. Dies war durch die strikten Einreisebeschränkungen der DDR für aus dem westlichen Ausland Kommende nicht immer ganz einfach. Umso mehr erstaunt, wie vielen es dennoch gelang und welche positive Erfahrungen sie zu machen schienen. Viele bedankten sich nach ihrer Abreise für den freundlichen Empfang in der Gemeinde und zeigten sich recht angetan vom dortigen jüdischen Leben, so zum Beispiel der aus Zürich kommende Johnny S. Kremer 1971: „Ich komme zurück auf meinen Besuch bei Ihnen während der Leipziger-Messe, bei welcher wir ein sehr anregendes Gespräch führen konnten. Es war äußerst interessant für mich, bei dieser Gelegenheit vernehmen zu können, dass auch in der DDR noch ein aktives Judentum existiert und Ihre Angaben über die Verhältnisse in den Synagogen in Leipzig und der DDR sind hier allgemein auf großes Interesse gestoßen.“²⁴

Die Besuche ehemaliger Leipziger Juden in ihrer einstigen Heimat verweisen auf eine Lücke im gegenüber dem Westen vermeintlich abgeschlossenen System der DDR – wenngleich das Verhältnis zwischen der Landsmannschaft in Israel und der Gemeinde jenseits des Eisernen Vorhangs nicht immer von gegenseitigem Vertrauen geprägt war und es abschließend zu betonen gilt, dass die Mehrheit der ehemaligen Leipziger während der vierzig Jahre SED-Herrschaft ihrer einstigen Heimatstadt keinen Besuch abstattete. Zu groß war die Furcht davor, mit dem Ort des Geschehens konfrontiert zu werden. Daneben bestand bei vielen die Angst, nach einem Besuch in Leipzig nicht mehr aus der DDR herausgelassen zu werden.²⁵ Schilderungen über Repressionen und den umfangreichen Überwachungsapparat des ostdeutschen Staates, strikte Einreisebeschränkungen sowie Schikanen an der Grenze hielten viele ehemalige Leipziger Juden von einer Einreise ab.

BILDNACHWEIS

Abb. 1–3: Israelitische Religionsgemeinde zu Leipzig; Fotosammlung.

²⁴ LGA Nr. 574: Schreiben Johnny S. Kremer an die Israelitische Religionsgemeinde zu Leipzig vom 3.11.1971.

²⁵ So geäußert von Irit Rosenberg, Haifa, in einem Gespräch in Leipzig am 14.5.2008 in Leipzig.